

Zeitschrift: Pestalozzi-Kalender

Herausgeber: Pro Juventute

Band: 91 (1998)

Artikel: Ausflug in eine Welt, die es eigentlich gar nicht mehr gibt

Autor: Urech, Christian

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-990033>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.12.2025

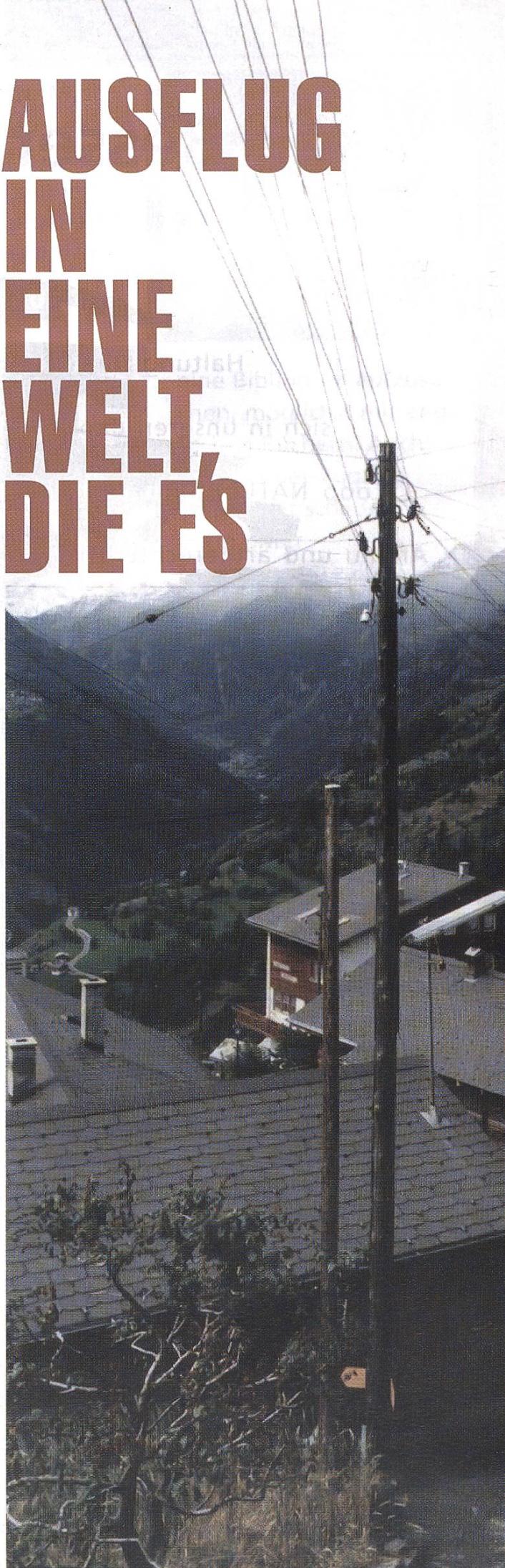
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das kleine Dorf Törbel im Oberwallis, hoch oben am Berg, ist eine Welt, die es eigentlich gar nicht mehr gibt. Wer in den Ort kommt, begibt sich auf eine Zeitreise. Ein bisschen Heute findet man in Törbel neben all dem Urtümlichen zwar schon – und es wird auch immer mehr. Und wenn das Dorf auch eingebettet ist in die schönste Natur – bloss ein Idylle ist es trotzdem nicht.

Wir fahren in einer dichten Ferienautokolonne von Brig Richtung Visp. Es ist Sommer, heiß. Hinter Visp geht es ins Tal, das sich später verzweigt und einerseits nach Zermatt, andererseits nach Saas Fee führt. Unten im Tal, am Fuss des Berges, an dem weit oben Törbel liegt, befinden sich die Törbier Weinberge. Dann führt die Strasse bergauf, zunächst an Stalden vorbei und immer höher, in Haarnadelkurven aufwärts auf 1500 Meter über Meer, wo sich – endlich – das Dorf an den Hang schmiegt: eine scheußliche, «moderne» Kirche aus den sechziger Jahren, zwei kleine Hotel-Restaurants mit uns als einzigen Gästen, ein wunderschöner Friedhof. Dann turmartig aufragende Häuser aus dunklem Holz, ich fühle mich an Nepal oder Tibet erinnert. Im Dorfkern sind die uralten Häuser fast gänzlich erhalten, drumherum gibt es ein paar moderne Chalets, von jungen Törbieren gebaut, die unten in der Fabrik arbeiten und nur noch nebenher ein wenig bauern. Auffällig auch und nicht so recht in die Umgebung passend einige teure chromglänzende Wagen.

Es ist später Nachmittag, das Dorf ist ausgestorben, die Menschen sind damit beschäftigt, an den steilen Hängen zu heuen. Das ist Knochenarbeit. Verwun-

AUSFLUG IN EINE WELT, DIE E'S



EIGENTLICH GAR NICHT MEHR GIBT



derlich, dass die Matten von den Bauern überhaupt abgemäht werden. Aber die Leute brauchen das Heu eben, auch gibt es eine Art Heuer-Ehre im Dorf, und zudem ist das, was die Bauern tun, Landschaftsschutz. In Dörfern mit mehr Tourismus – genau genommen gibt es in Törbel keinen – wird nicht mehr so konsequent gemäht, die Wiesen verwil dern und verkommen.

Es sind die konkreten Probleme, die das Leben hier oben bestimmen. Es wird hart gearbeitet, das tägliche Brot, alles muss der Landschaft buchstäblich abgerungen werden. Die Gespräche drehen sich um die Wässerung, das Heuen, die Tiere, die Jagd, Hühner, die vom Fuchs gestohlen wurden, der Fuchs, dem aufgelauert wird, die Ziegen, die Maultiere. Daneben beschäftigen die Geister, «Bozen» genannt, die Gemüter. Sonne und Mond sind lebendige Wesen, mit denen man im guten wie im schlechten Umgang pflegt, die man als Freunde begrüßt oder vor denen man sich in acht nehmen muss.

Und was wissen wir Städter von den Jahreszeiten? Auch die elementare Bedeutung des Essens und Trinkens ist uns fast schon fremd geworden, uns fremden «Zoggeln» aus der Ausserschweiz, exotische Wesen, die wir sind, und denen man zwar nicht unfreundlich, aber doch lieber mit einer gewissen Distanz begegnet. Es ist nicht abzustreiten: der weisse Wein fliesst manchmal reichlich, es wird männlicherseits nicht selten intensiv gebechert im Dorf. Nein, Törbel ist keine – oder nicht nur – Idylle. Der Wein gibt uns Kraft, sagen die Törbier, auch jene Frauen, die unter dem Alkoholismus ihrer Männer leiden – Männer, die das Wilde in sich nicht erst entdecken müssen. Überhaupt, die Män-

ner! Sie haben – vorläufig – noch keine Identitätsprobleme hier oben, sind ungenierte Machos und unbestrittenes Familienoberhaupt. Auch dann, wenn die Hauptlast der Arbeit auf den Schultern der starken und zähen, aber ergebenen Frauen lastet.

In der Beiz versichert man mir, dass in Törbel die Zeit stehengeblieben sei – auch wenn das jetzt, mit den Jungen, langsam ändere und die Gegenwart auch im Dorf auf dem Berg Einzug halte. Das bedeutet zum Beispiel, um noch einmal auf die Verteilung der Geschlechterrollen zurückzukommen, dass auf der Alp alle Kühe mit dem Namen des Mannes angeschrieben sind, obwohl es meistens die Frauen sind, die die Tiere versorgen.

Wie kommt es, dass sich die Traditionen gerade in Törbel so lange halten konnten? Durch die abgelegene Lage des Dorfes fand und findet zum Teil auch heute noch die Auseinandersetzung mit der Welt ausserhalb Törbels nur in begrenztem Rahmen statt. Die Leute sind so verwurzelt in ihrer Gegend, dass viele ein Leben lang kaum einmal wegkommen von ihrem Berg. Es gibt (vor allem ältere) Leute, die nie über Visp hinausgekommen sind. Für sie ist Zürich fast ebensweit entfernt wie New York.

Dazu kommt, dass viele zu wenig gut lesen können, um die Sprache der Zeitung zu verstehen. Die meisten aber lesen den Lokalteil. Deshalb auch der Er-

folg des Lokalradios «Rottu». Hier wird von ihrer Welt in ihrer Sprache gesprochen. Zur «äusseren Welt» haben viele keinen Bezug, weil sie sie nie erfahren haben. Innerhalb kürzester Zeit – in den letzten 20 Jahren – entwickelte sich das Dorf von der Armut in den Wohlstand. Die Mentalität aber konnte nicht schritthalten. Noch immer gilt: Was nicht vom Berg kommt, ist mit Vorsicht zu geniessen. So bleiben all die Möglichkeiten, in grösseren Zusammenhängen denken zu lernen, vorläufig noch ungenutzt. Dasselbe gilt übrigens auch fürs Fernsehen, das bestimmt in jedem Haushalt steht.

Das hauptsächliche Interesse der Menschen in Törbel war über Jahrhunderte auf das tägliche Überleben ausgerichtet: Das Heuen, das Wässern, die Tiere. Das Zusammenleben unter har-



Die Malerin und Kinderbuchautorin Helen Güdel

ten Lebensbedingungen wurde durch die Überlieferungen geregelt. Dadurch, dass heute viele Dorfbewohner in der Fabrik im Tal unten arbeiten, wäre zwar manche Tradition, die früher von existentieller Bedeutung war, eigentlich überflüssig geworden. Trotzdem hält

man an ihr fest. Zum Beispiel an das ungeschriebene Gesetz, dass auch noch der letzte Grashalm von der Matte gemäht werden muss. Wegen der «Schönheit», wie die Leute sagen. Und weil sonst der Nachbar denken würde, dass man nicht richtig zu heuen verstehe.



und ihr Lebenspartner Bruno

Man kümmert sich also umeinander in Törbel. Das hat Vorteile und war lange Zeit unumgänglich in der Schicksalsgemeinschaft eines abgelegenen Dorfes, bringt aber auch ziemlich viele soziale Zwänge mit sich. Jede und jeder weiss von jeder und jedem alles. Das kann zu Misstrauen und Neid und so weit führen, dass die Sauberkeit der Mistgabel wichtiger wird als die Ordnung im Stall.

Es ist Abend geworden. Wir sitzen im Haus von Helen und Bruno mit den niedrigen Stuben voller wuchtiger Möbel und mit den Heiligenbildern an den Wänden. Sie, Malerin und Autorin von Kinderbüchern, ist eine Zugewanderte aus der Stadt, er ein waschechter Einheimischer. Albertine, Mutter von x Kindern, schaut auf einen Schwatz herein, kaum verstehe ich ihren Dialekt, das

echte, unverfälschte Törbierdeutsch. Sie trägt noch immer, mit ihren 63 Jahren, die 30-50 Kilogramm schweren Heuballen. Sie ist ungeheuer kräftig. Die Frau sitzt so auf ihrem Stuhl, dass ich sie beneide: sie ruht in sich. Sie strahlt eine selbstverständliche Güte und Freundlichkeit aus. Albertine erzählt, dass sie manchmal nach einem arbeitsreichen Tag nachts noch zum Wässern geht. Das Wässerrecht ist den Familien zeitlich zugeteilt, wobei sich die Zeitpunkte aus dem Gang des Schattens auf dem gegenüberliegenden Berg ergeben. Da der Tag

aber 24 Stunden hat, müssen manche Familien nachts wässern. Die Sommerzeit hat für die Bauern übrigens ihre Tücken: Die, die sich eher auf die Uhr verlassen, bekommen wegen der Zeitverschiebung Streit mit jenen, die noch immer nach dem Schatten gehen. Es gibt drei Quellen am Berg über Törbel. Diese müssen, durch Gräben geführt und mittels kleiner Schleusentore umgeleitet und zum Überfluten gestaut, dafür sorgen, dass die Wiesen um Törbel nicht verdorren und vertrocknen. Zum Überwässern der steilen Matten braucht es zwei Personen: Die eine bedient das «Schleusentor», die andere wacht darüber, dass die Wiese vollständig überflutet wird. Wasser ist in Törbel ein kostbares Gut, mit dem man haushälterisch umgehen muss. Vom Wässern ist deshalb viel die Rede in Törbel,

ums und wegen dem Wässern wird gestritten, da ist Zündstoff vorhanden.

Die Törbier sind ein zäher Menschen- schlag. Nur die Zähen haben überlebt. Die weniger Widerstandsfähigen sind in früheren Zeiten gestorben – was für die Törbier damals vor allem bedeutete, dass ein Esser weniger durchzufüttern war. Die Menschen hier neigen nicht zur Sentimentalität – diesen Luxus

Erzählen. Geschichten über dramatische Geschehnisse – Unglücksfälle, Verbrechen, rätselhafte Ereignisse – sind in Törbel äusserst beliebt. Dadurch, dass es praktisch keine Angebote gibt, sich zu «zerstreuen», besteht die Unterhal- tung der Leute zur Hauptsache darin, sich mit den Angelegenheiten der anderen Dorfbewohner zu beschäftigen. Ausserdem gibt es eine reiche Erzähl-



konnten sie sich lange gar nicht leisten. Viele vor allem jüngere Männer arbeiten heute unten im Tal: Die Firmen «Lonza» und «Scintilla» geben ihnen Verdienstmöglichkeiten. Die Männer arbeiten Schicht; sie gehen am Morgen um vier in die Fabrik, kommen um zwei heim und arbeiten den Rest des Tages in der Landwirtschaft.

Tote und Geister

Sind die Einwohnerinnen, die Einwohner von Törbel – vor allem die älteren – erst einmal aufgetaut, kommen sie ins

tradition, die vor allem im älteren Teil der Dorfbevölkerung weiterbesteht. Bis vor noch gar nicht allzulanger Zeit galt der «Abendsitz» als feste Einrichtung: man besuchte sich und erzählte sich Ge- schichten, die seit Jahrhunderten von einer Generation an die andere weiter- gegeben wurden.

In Törbel braucht es keinen Esoterik- Boom, damit man wieder an Geister glaubt, weil man hier gar nie damit aufgehört hat. Katholizismus und Gei- sterglauben gehören auf dem Berg zu- sammen. Die entsprechenden Geschich-

ten bekommt man allerdings erst nach und nach zu hören, sie werden fast verschämt erzählt. Die Kühe müssen sich vor dem Alpen mit Weihwasser besprengen lassen, und wer diese Prozedur unterlässt, ist selber schuld, wenn eine seiner prächtig anzuschauenden Eringer Kampfkühe sich ein Horn abschlägt oder ein Bein bricht. «Ich geniesse es», sagt Helen, «wenn Albertine

nen und -bewohner darin ab, neben der Leiche zu beten, und zwar ununterbrochen 24 Stunden lang – früher hatte eine Vorbeterin dieses Amt. Die Fenster müssen unbedingt geschlossen bleiben, wenn man die Seele des oder der Verstorbenen aus dem Haus gelassen hat – sonst kommt sie zurück. Die alten Häuser haben alle einen «Seelenglotz», ein kleines verschliessbares Loch, durch das



an einem Winterabend mit ihrem Tuch um den Kopf in die Stube huscht, vis-avis von mir im schummrigen Licht hockt und zu erzählen beginnt.» Zum Beispiel von Häusern, in denen es spukt, und von den Geistern Verstorbener, die umgehen.

Deshalb sind auch die Totenrituale ganz wichtig. Wenn jemand gestorben ist, stellt man ihm ein Glas Wein und ein Stück Käse hin, damit sich die Seele für ihre Reise stärken kann. Die Toten werden im Haus aufgebahrt; während dieser Zeit lösen sich die Dorfbewohnerin-

die Seele entweichen kann. Im Törbier Volksglauben existiert der für die Verstorbenen reservierte «Seelenweg», der um das Dorf herum führt und freigehalten werden muss – sonst werden die Toten böse. Und das will natürlich niemand riskieren.

Später am Abend erzählt der Bauer Bruno Geschichten in seiner unverständlichen Sprache, die ich mit einigen Übersetzungshilfen inzwischen erstaunlich gut verstehe. Er erzählt zum Beispiel die Geschichte von damals, als er noch ein Junge war und nächtlicher-

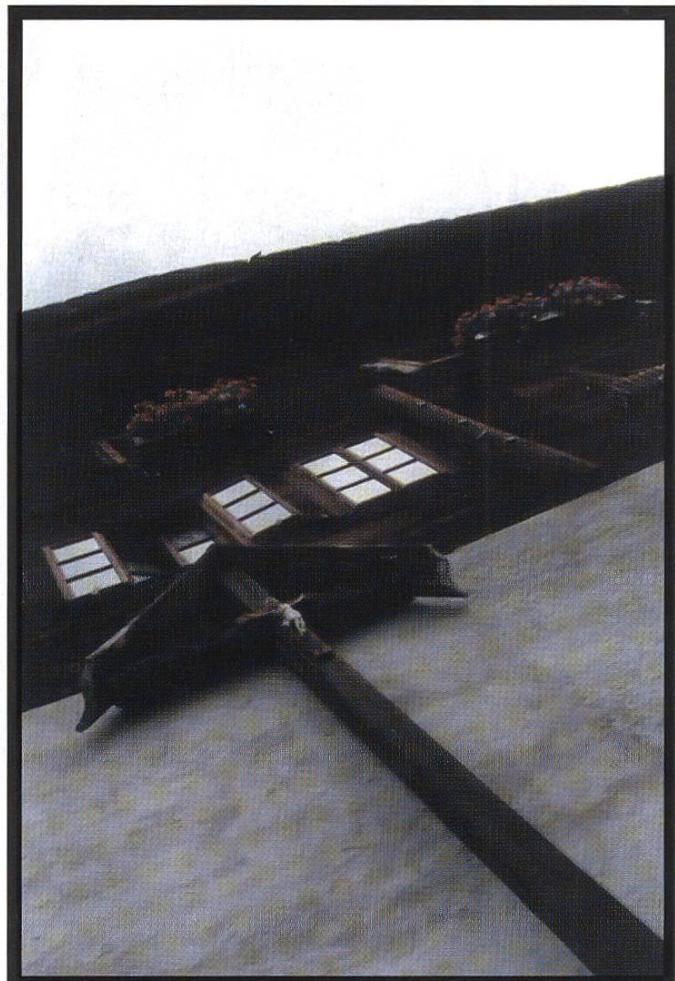
weise mit seinem Bruder unterwegs zum Stall war. Es war Vollmond, und Bruno wagte es in einem Anflug von Dreistigkeit, dem runden Mond die Zunge herauszustrecken – worauf er, erschrocken über seinen eigenen Mut, fast in Todesangst geriet, der derart herausgeförderte Mond könnte ihm zur Strafe den Bozen vorbeischicken. Oder, apropos Bozen, die Geschichte von jenem Törbier, der, entgegen der bereits erwähnten Dorfsitte, in Urlaub fahren wollte, die Pässe rauf- und runterkurvte und schliesslich vor ein Ortsschild kam – man ahnt es, es war ausgegerechnet dasjenige Bozens im Südtirol. Verständlich, dass er da nicht hinwollte und flugs wieder umkehrte.

Am andern Tag zeigt uns Helen die verschiedenen, aus Gründen einer komplizierten Erbschaftsteilung verstreut liegenden Besitztümer Brunos. Da gibt es irgendwo einen einzelnen Kirschbaum, der ihm gehört. Anderswo, weit entfernt, weiden seine schwarzweissen Ziegen. Da und dort Wiesen, die gemäht werden müssen. Einen Teich. Immer wieder erklärt sie uns anhand landschaftlicher Idealfälle, wie und wo Leute unauffällig vom Leben

zum Tode befördert werden könnten – und, wer weiss, in einzelnen Fällen vielleicht auch tatsächlich befördert wurden, sei's nun durch Menschen- oder Bozenhand. So konkret, handfest und bodenständig es in Töbel auch zugehen mag – jederzeit ist alles möglich, möge es auch noch so unwahrscheinlich erscheinen.

Aber wird es dieses Töbel in 50 Jahren noch geben? «Nein», meint Helen,

«das Tempo der Veränderungen beschleunigt sich auch hier oben rasant – selbst in den sechs Jahren, die ich nun hier bin, ist vieles anders geworden. Die Männer stehen nicht mehr so oft beim Konsum und trinken Wein. Neue Häuser werden gebaut. Die Kinder „ehren“ ihre Eltern meistens nicht mehr (dafür sagt man in Töbel zu allen Fremden



„Du“!). Der Pfarrer geht nicht mehr mit der Soutane herum. Die Kirchenglocken läuten nicht mehr am frühen Morgen, um den Bozen zu vertreiben. Prozessionen werden nur noch bei gutem Wetter abgehalten. – Aber Veränderungen müssen sein, auch wenn es einem um vieles leid tut.»

TEXT: CHRISTIAN URECH

FOTOS: ULRICH ANDEREGG



Calendaria

Kalender, Agenden, Planer

Kleinlederwaren

Satz, Druck und Ausrüsten

Logistik

**Calendaria AG
6405 Immensee**

**Tel. 041 854 21 00
Fax 041 854 22 22**